

November 2031



Das gleichmäßige Geräusch des sich drehenden Rotors drang dumpf in den Innenraum. Spannung lag in der Luft, sie ging von all den Menschen aus, die gewaltsam in den Hubschrauber gedrängt und dort mit Eisenketten festgebunden worden waren. Finstere Blicke streiften umher, fixierten ihr Gegenüber. Zwangsläufig würde sich eine neue Rangordnung bilden; schon jetzt versuchten die Häftlinge abzuschätzen, von wem eine Gefahr ausgehen könnte. Die Aufseher hatten sie aus dem Schlaf gerissen, ohne weitere Erklärung hier zusammengepfercht. Wie Tiere, die zur Schlachtbank geführt wurden.

Xavier Martello schloss die Augen und ließ die Erinnerung, die sich ihm aufdrängte, noch einmal Revue passieren.

Die Nacht, in der die Häftlinge aus ihrem Hochsicherheitsgefängnis herausgetrieben und auf die Fregatte verfrachtet worden waren, kam ihm vor wie ein bizarrer Traum. Sie alle trugen noch ihre Sträflingsanzüge. Man hatte ihnen keine Zeit gelassen, ihre persönlichen Sachen zusammenzuraffen oder sich andere Kleidung anzuziehen. Unrasiert und mit vom Schlaf zerzausten Haaren, Zahnpastaflecken auf den Oberteilen, die meisten ohne Socken – wer hatte ahnen können, dass sie das Gefängnis für immer verlassen mussten? Niemand hatte gewusst, was man mit ihnen vorhatte, niemand kannte das Ziel. Etliche Tage fuhren sie auf hoher See, sodass Xavier annahm, dass sie sich mitten im Atlantischen Ozean befanden. Und dann – es war früh am Morgen – scheuchten Soldaten sie aus den Kabinen und

trieben sie in die Hubschrauber. Heftiger Regen peitschte ihnen ins Gesicht, nichts war zu erkennen. Da war nur das tosende Meer – überall. Trotz des schlechten Wetters hoben die Militärhubschrauber ab, um einem Ziel entgegenzufliegen, das er nicht kannte. Das Letzte, was er vom steil aufsteigenden Helikopter aus sah, war die Fregatte, umgeben von meterhohen Wellen ...

Langsam sog Xavier die Luft ein, versuchte damit, seinem Gehirn mehr Sauerstoff zu verschaffen. *Vielleicht kommen wir in eine Einrichtung, die sicherer ist als die vorherige?* Nichts davon war in den Medien erschienen, doch die *Neue Europäische Organisation*, die *NEO*, wollte sich auch nicht in ihre Karten schauen lassen. Es war wie immer: Die Bosse da oben gaben die Befehle, die Untertanen mussten sie ausführen. Wer sich dagegen auflehnte, wurde schnell beseitigt. Was die Bevölkerung nicht wissen sollte, blieb geheim. Nach außen hin stellte sich die *NEO* als demokratische, rechtsstaatliche und sozial orientierte Regierungskooperation dar, doch Xavier wusste, dass die Herrschaften im *Obersten Rat* eigentlich diejenigen waren, die hier hätten sitzen müssen.

Sein Blick blieb an einer hageren Gestalt mit hochgezogenen Schultern hängen. *Angst ist das Letzte, was du in dieser Gesellschaft zeigen darfst*, ging es ihm durch den Kopf. *Du bist verloren, wenn du nicht aggressiv handelst, wenn deine Brutalität nicht größer ist als die der anderen.* Das hatte er auch erst mühsam lernen müssen. In seiner Kindheit hatte er sich an die Idee des ‚Guten im Menschen‘ geklammert, doch im Laufe der Zeit war er in die kriminelle Halbwelt abgerutscht, die jeder fürchtete. Seine Gutherzigkeit war lange Zeit sein Fehler gewesen. Er hätte gewisse Leute eliminieren sollen, ehe sie die Gelegenheit hatten, ihn zu verraten. *Den Letzten beißen die Hunde.* Nun, das würde nicht er sein. Ihm war klar, dass er sich an die Spitze hinaufarbeiten musste. Dazu war es notwendig, die anderen zu kennen, ihr Vertrauen zu gewinnen, um sie zum richtigen Zeitpunkt fallenzulassen und zu zertreten. Xavier grinste breit, als er den Blick der erbärmlichen Kreatur ihm gegenüber auffing. *Der kommt als Erster dran!*

»Macht euch fertig!«, rief einer der schwer bewaffneten Soldaten durch den Innenraum des Hubschraubers.

Wir sind am Ziel? Seine Hände wurden von einer eisernen Kette hochgerissen. Von der enormen Kraft überrascht, entwich nicht nur ihm ein Fluch. Die Wärter schoben alle Häftlinge in zwei Reihen zur Laderampe, die sich gerade öffnete. Ein heftiger Windstoß sorgte dafür, dass Xavier die Anweisungen des Soldaten nicht verstehen konnte. Die Gebärden der Mithäftlinge weiter vorne ließen aber darauf schließen, dass sie etwas tun mussten, was niemandem so richtig gefiel.

Ich werde mich wehren! Seine Entschlossenheit grub sich in sein Gesicht. Er zog die Schultern hoch, stemmte die Beine in den Boden, doch gegen die Kraft der Maschine, die seine gefesselten Hände nach vorne zog, kam er nicht an. Automatisch wurde er weitertransportiert wie auf einem Fließband. Nur wenige Schritte von ihm entfernt entfaltete sich ein stürmischer Morgen, begrüßte die Häftlinge mit feuchtkalter Luft und den ersten Strahlen der Morgenröte, die sich am Horizont ausbreitete. *Eigentlich ein hoffnungsvoller, neuer Tag ...*

Jemand stülpte ihm etwas auf den Rücken, schnallte das Teil mit schnellen Handgriffen an ihm fest. Der Soldat – selbst durch eine Leine gesichert – sagte etwas zu ihm. Die Worte verzerrten sich ins Unverständliche, einzig ein paar Fetzen drangen zu ihm durch: »... ziehen ... sofort ... nicht warten ...« Der Mann zeigte ihm das Ende einer Leine, die an seinem Rucksack befestigt war. Der Mithäftling vor Xavier verschwand aus seinem Blickfeld und gab so die Sicht auf das frei, das unter ihnen lag.

Scheiße! Etliche Menschen schwirrten wie Fliegen unter ihm, Häftlinge, die bereits aus anderen Hubschraubern hinausgestoßen worden waren. Ihre Fallschirme hatten sich geöffnet, aber der Wind zerrte an ihnen, wirbelte sie herum wie Puppen, spielte mit ihnen auf Leben und Tod. Weit unter ihm zeichnete sich eine Insel ab, ein Hoffnungsschimmer in den ersten Morgenstrahlen. Doch Xavier ahnte, dass dieses winzige Stück Land schlimmer sein würde als jedes Gefängnis, schlimmer als die Hölle selbst.

Sie schieben uns ab! Xavier spürte den Druck einer Hand im Rücken, die Maschine über ihm gab seine Hände frei – jetzt oder nie – da wirbelte er herum. Ein verzweifelter Kampf, eine letzte Handlung, ein

Aufbegehren. Wusste er doch, dass seine Chance, zu entkommen, so gering war, wie einen Pakt mit dem Teufel lebend zu überstehen. Völlig verzweifelt griff er nach dem Ärmel des Soldaten und klammerte sich an ihm fest. Doch der Sturm riss ihn fort, schleuderte seine Beine über den Rand der Luke. Einzig das Drahtseil hielt die beiden im Innern des Hubschraubers.

Auf den Tritt in sein Gesicht war er nicht gefasst gewesen, zu viel passierte um ihn herum. Schmerzen überwältigten ihn, seine Hände lösten sich von dem Soldaten und augenblicklich wurde er hinausgeschleudert. Wie ein Spielball ergriff ihn der Wind, wirbelte ihn herum, ließ ihn trudeln. Er rauschte an anderen Häftlingen vorbei, die ihren Fallschirm längst geöffnet hatten. Xavier versuchte sich zu konzentrieren, sich gegen die tobende Natur aufzulehnen.

Die Schnur öffnet den Fallschirm! Der Gedanke kam ihm spät. Die Blätter des Regenwaldes breiteten sich bereits unter ihm aus, wie ein dichter Teppich. Verzweifelt tastete er nach der Schnur, bekam sie zu fassen. Er zog daran – ein heftiger Ruck ... *Die Reise hat begonnen.* Der Gedanke kam ihm in den Sinn, obwohl er nicht sagen konnte welche Reise er meinte. So etwas wie Wehmut überkam ihn. Er dachte an sein nun unwiederbringlich verlorenes bisheriges Leben. Hoffnungslosigkeit breitete sich in ihm aus wie eine breiige Masse, schien seinen ganzen Körper einzunehmen. Von hier würde es kein Entkommen geben ...

Juli 2032

Acht Monate später



Oberfeldweibel Samuel Sanders versuchte, durch den schmalen Fensterschlitz einen Blick auf die Insel zu erhaschen. Im morgendlichen Dunst lag sie vor ihm, unschuldig und schön, die Natur in voller Pracht entfaltet. In der Mitte ragten ein paar schroffe Hügel empor, auf denen sich Wildblumen großflächig in vielen verschiedenen Farben ausgebreitet hatten. Das undurchdringlich wirkende grüne Dach des Regenwaldes, welches etwa zwei Drittel der Insel bedeckte, erstreckte sich bis zum goldgelben Sandstrand. Ein Anblick, von dem Reiseanbieter nur träumen können, selbst das Wetter musste in den Wintermonaten erträglich sein. Lediglich die im Wasser rund um die Insel errichtete stählerne Mauer – nur wenige hundert Meter vom Strand entfernt – würde bei der Betrachtung eines Sonnenuntergangs stören. Trotzdem war es sicher wunderbar, dort zu leben. Samuel konnte nicht verstehen, wieso die Schwerverbrecher aus den Hochsicherheitsgefängnissen in dieses Paradies gebracht worden waren.

Sein Blick glitt zurück zum Bildschirm. Die Umrisse der Insel zeichneten sich darauf ab. Sie bot etwa einhundert Menschen ausreichend Platz zum Leben. Aber vor acht Monaten waren dort nicht weniger als dreihundert Häftlinge abgesetzt worden; sie mussten mit einem Fallschirm aus einem Hubschrauber abspringen. Wahrscheinlich waren die meisten Häftlinge im Geäst der Bäume gelandet. Samuel konnte nur hoffen, dass sie sich gegenseitig geholfen hatten, aber er glaubte nicht daran. Medikamente

und die wichtigsten Nahrungsmittel hatte man abgeworfen. Nach Meinung der *Neuen Regierung* mussten diese Verbrecher selbst sehen, wie sie überlebten.

Dies schien – stellte man sich nicht allzu dumm an – gar nicht mal so schwierig zu sein. In der Mauer befanden sich unterhalb der Wasseroberfläche mehrere engmaschige Gitter, die kleine Fische durchließen. Wiesen die Inselbewohner nur ein wenig Geschick auf, so konnten sie Fische fangen. Außerdem versorgte ein kleiner See im Innern sie mit Frischwasser, die Tropenbäume trugen Früchte und Vögel gab es ebenfalls in beträchtlicher Anzahl.

Samuel war Mitglied des Expertenteams gewesen, das die Insel im Auftrag der *NEO* ausgesucht hatte, allerdings ohne zu wissen, wofür sie genutzt werden sollte. Wunderschön war sie ihm vorgekommen, ideal, um hier ein paar Wochen vom Alltag auszuspannen und zu relaxen. Zu gerne wäre er mit seinem Freund Ben, dessen Frau Mary und der sechsjährigen Kathleen hergekommen, bestimmt hätten sie sich hier wohl gefühlt.

Doch dann wurden alle darüber informiert, dass die Regierung einen Ort für die Verbrecher gefunden hätte, für die jedes Gefängnis zu schade war und für die es keine Hoffnung auf Resozialisierung mehr gab. Damit war klar gewesen, wofür die Trauminsel gebraucht wurde.

»Irgendetwas Lebendiges?«, fragte sein Kumpel Ben Benschel. Genau wie Samuel und mehr als dreißig weitere Soldaten hockte er auf der schmalen Pritsche eines Hubschraubers, ausgerüstet mit Sicherheitshelm, Splitterschutzweste, Hose und Jacke mit Protektoren, die so dünn waren, dass sie die Bewegungen nicht behinderten. Diese Ausrüstung war normalerweise Soldaten vorbehalten, die in Kriegsgebieten eingesetzt wurden.

»Bis jetzt nicht einen einzigen Menschen«, antwortete Samuel und schaltete um auf die Wärmebildkamera.

Dank modernster Satellitentechnik baute sich innerhalb von Sekunden ein neues Bild auf. Kleine rote Punkte bewegten sich an hellen Flecken vorbei, eindeutig Vögel und größere Kriechtiere, die sich zwischen den Bäumen und Sträuchern aufhielten. Samuel entdeckte einen fast ovalen, schimmernden Kreis mit mehreren,

sich schlängelnden Linien, die darauf zuführten – das war der See, der immer eine angenehm kühle Temperatur besaß.

Samuel holte einen Koffer hervor, in dem sich zwei Dutzend faustgroße Kugeln befanden, fein säuberlich nebeneinander aufbewahrt. Auf ihrer glänzenden Außenschicht waren die Buchstaben *NEO* eingraviert, als wollten sie darauf aufmerksam machen, dass sie zu den genialsten Erfindungen der letzten Jahre gehörten. Vorsichtig entnahm er eine Kugel, betrachtete sie, schelmisch grinsend. Dann tippte er etwas in seinen Laptop – die Kugel erhob sich aus seiner offenen Hand, schwebte einige Zentimeter darüber, während nur das leise Summen der etwa tausend ausgeklappten winzigen Flügel zu hören war. Schließlich sauste sie durch den Raum des Hubschraubers, machte vor dem Cockpit eine scharfe Kurve und blieb vor dem Gesicht eines Soldaten in der Luft stehen. Auf seinem Laptop konnte Samuel genau erkennen, wie er erschrak.

»Hey!«, rief der Mann und schlug nach der Sensorkugel. Doch da war sie schon abgedriftet, auf die gegenüberliegende Seite.

Augenblicklich kam Leben in die Truppe. Samuel steuerte die Kugel so, dass sie immer vor einem seiner Kameraden stehenblieb, sodass dieser damit die Chance bekam, sie zu fangen. Doch niemand, nicht einmal Ben, schaffte es.

»Feldwebel Sanders – beenden Sie das Spiel!« Hauptmann Grünthal hatte dem Treiben eine Weile schmunzelnd zugeschaut.

»Jawohl, Herr Hauptmann!«, antwortete Samuel zackig und ließ die Kugel auf seine Hand zurückschweben. »Ich wollte unsere Truppe nur ein wenig aufmuntern.«

»Das ist Ihnen auch gelungen. Aber jetzt schicken Sie die Sensorkugeln hinaus!«

Samuel bestätigte den Befehl, dann öffnete er eine Klappe an der Bordwand des Hubschraubers und legte sie nacheinander vorsichtig hinein. Durch das Fenster beobachtete er, wie sie wie in einem Flipperspiel hinausgespuckt wurden. Entsprechend seiner Programmierung schwenkten sie in einen Bogen um den Militärhubschrauber und steuerten auf die Insel zu. Als sie nicht mehr zu sehen waren, wandte er seine Aufmerksamkeit wieder dem Laptop zu, schaltete um auf 3D-Screening. Mit den Daten

der hochsensiblen Sensorkugeln wurde innerhalb von Sekunden eine wunderbare plastische Ansicht der Insel erstellt. Je näher er heranscrollte, desto mehr Einzelheiten konnte er erkennen. Wie ein unsichtbares Auge überflog er den Urwald und erfasste den größeren roten Fleck, den er vorhin schon entdeckt hatte. Dieser bewegte sich, schnell und geschickt, als würde er Gefahr riechen. Samuel schmunzelte – ihm entwichte niemand, dazu benutzte er diese Technik schon zu lange. Er verfolgte den Fleck, durchbrach dabei ebenso Sträucher und schlug Haken wie dieser. Gleich würde er ihn komplett erfassen und sehen, um welches Lebewesen es sich handelte. Auf seiner virtuellen Verfolgungsreise glitt er vorbei an einem Papayabaum, an dem er dutzende Früchte ausmachen konnte. Jetzt hatte er ihn!

»Und schon ist er weg!« Ben lachte über das sauertöpfische Gesicht seines Freundes. »Ein dämlicher Hase hat dich an der Nase herumgeführt.«

»Es war ein Kaninchen, das in seinem Bau verschwunden ist«, knurrte Samuel, lachte dann aber auch. »Nur eine Zehntelsekunde später, und ich hätte dir sagen können, wie groß seine Ohren sind, wie sein Fell aussieht und was es heute Morgen gefrühstückt hat.«

»Die Sensorkugeln in derart kleine Höhlen hineinzuschicken, ist noch zu riskant«, beruhigte ihn Ben. »Aber die Technik wird weiter verbessert. Wenn ich an die rasanten Fortschritte der letzten zehn Jahre denke, bin ich sicher, dass wir auch dieses kleine Problem bald in den Griff bekommen.«

»Manchmal denke ich, es ist alles viel zu flott gegangen.«

»Warum?« Ben schüttelte verständnislos den Kopf. »Die *NEO* sorgt dafür, dass der Abschaum verbannt wird ...«

»So, wie hier auf der Insel?« Samuel holte tief Luft. »Das Kaninchen ist derzeit das größte Lebewesen weit und breit. In den letzten drei Tagen habe ich das Land über Satellit fast ununterbrochen beobachtet und keine Anzeichen für menschliches Leben gefunden. Die Gefangenen sind wie vom Erdboden verschluckt – oder sie haben die Mauer überwunden.«

»Selbst wenn sie es geschafft hätten, die Mauer zu überwinden – Wenn dreihundert Schwerverbrecher in selbstgebauten Booten

geflohen wären, hätten die Patrouillen rund um die Insel sie gesehen und sofort abgeschossen. Mindestens fünf Fregatten befinden sich in der Nähe! Die sind top ausgerüstet, können meilenweit alles orten, sogar unter Wasser. Nein, ich glaube, dass die Gefangenen einen Tunnel gegraben haben und sich auf der Insel versteckt halten.«

»Aber warum sollten sie das tun? Was macht das für einen Sinn?«, fragte Samuel. Nachdem Ben nur mit den Schultern zuckte, fügte er hinzu: »Es stellt sich noch eine weitere Frage: Woher kriegen sie Nahrung? Die Insel ist zwar fruchtbar, aber bei so vielen Menschen wäre sie schnell abgeerntet. Den letzten Versorgungshubschrauber haben sie abgeschossen. Wie sie das geschafft haben, bleibt allerdings ein Rätsel.«

»Eigene Blödheit«, wischte Ben das Argument mit einer Geste des Unverständnisses beiseite, indem er mit dem Zeigefinger an seine Stirn tippte. »Die ticken doch nicht richtig. Der Abschaum denkt und handelt anders als wir, das ist letzgens wissenschaftlich bewiesen worden. Deshalb müssen sie von uns Normalos ferngehalten werden.«

»Es sind Menschen wie wir, deren Gehirn nur nicht so funktioniert wie es sollte«, murmelte Samuel.

»Bereitmachen zur Landung!«, dröhnte der Befehl ihres Einsatzleiters, der im Cockpit saß, durch den Lautsprecher.

Unmittelbar danach hörte Samuel die Sicherheitsgurte der Mannschaft klicken. Auch er beeilte sich, seine Überwachung am Laptop abzuschließen und sich festzuzurren. Lange genug hatte er die Insel auf dem Bildschirm beobachtet. Jetzt musste er sich mit eigenen Augen davon überzeugen, ob seine dunklen Ahnungen sich bewahrheiteten. Er befürchtete das Schlimmste.



Johannes Grünthal ließ die Mannschaft nicht weit vom Landeplatz der fünf Hubschrauber antreten. Die Maschinen waren abgeschaltet und die Papayabäume und Palmen beugten sich nicht mehr im

Wind der Rotoren. Vögel kreischten aufgeregt, sie waren derartige Störungen offensichtlich nicht gewöhnt.

»Unsere Mission ...«, rief der Hauptmann mit dröhnender Stimme, »... ist Ihnen bereits bekannt. Ich wiederhole die Lage: Alle Bewohner der Insel – allesamt verurteilte Schwerverbrecher – sind fast gleichzeitig von der Insel verschwunden. Dies, obwohl die Insel als das sicherste Gefängnis der Welt gilt. Wir haben den Auftrag, bis zum Einbruch der Dämmerung die Verbrecher aufzuspüren, Ort und Umstände ihres Aufenthaltes aufzuklären oder gegebenenfalls zu prüfen, wie sie von hier fliehen konnten. Hierzu befehle ich: Angetroffene Personen sind zu identifizieren und zu registrieren. Zur Durchsetzung dieser Anweisungen erteile ich die Erlaubnis zum uneingeschränkten Waffengebrauch. Uhrenvergleich: Es ist jetzt null-sieben-achtzehn.«

Sein Gesicht blieb ernst. Diese Option sagte ihm nicht zu, das war deutlich. Entgegen seiner sonst üblichen Art verschränkte er die Hände hinter dem Rücken und schlurfte durch den Sand, als müsse er seine Gedanken sammeln. Dann blieb er stehen. »Die Häftlinge, die auf diese Insel abgeschoben wurden ...«, begann er schließlich, deutlich leiser als zuvor. Dann sah er auf und betrachtete nacheinander jeden einzelnen Soldaten, als wäre dieser sein eigener Sohn. »... sind Verbrecher, die viele Menschen auf dem Gewissen haben. Einige sind bereits aus Hochsicherheitsanstalten geflohen. Deshalb wurden sie auf diese komplett abgesicherte Insel gebracht.«

Samuels Blick glitt automatisch hinüber zu der Mauer im Wasser, die das Sonnenlicht so stark reflektierte, dass er die Augen zu Schlitzen zusammenkniff. Auch seine Kameraden hatten den Blick darauf gerichtet: Konnte sich jemand einen Weg durch oder über dieses Monstrum gebahnt haben? Glänzender Stahl ragte etwa dreißig Meter in den Himmel, niemand würde ihn ohne irgendwelche technischen Mittel überwinden können. Außerdem stand die gesamte Mauer oberhalb des Wasserspiegels komplett unter Strom, was eine solche Aktion erst recht unmöglich machte.

»Dreihundert Schwerverbrecher sollen hier leben«, fuhr Grünthal fort, »doch seit Tagen gibt es keine Spur mehr von ihnen. Spüren Sie diese Menschen auf. Untersuchen Sie den Boden nach

Verstecken. Suchen Sie Felsen nach Höhlen ab, suchen Sie in den Baumwipfeln. In der gegebenen Lage müssen wir damit rechnen, dass jede Begegnung mit einem dieser Verbrecher sich zu einer tödlichen Auseinandersetzung entwickeln kann. Keiner von ihnen wird zögern, Sie zu töten. Sie können nicht anders, ihre Gehirne funktionieren nicht so wie sie sollten. Das Böse hat sich ausgebreitet. Vermutlich wird es Ihnen schwer fallen, diese Menschen niederzustrecken, aber halten Sie sich immer vor Augen, dass Sie Soldaten der *NEO* sind. Wir kämpfen für eine bessere Welt!«

Noch einmal holte er tief Luft und sprach mit fester Stimme: »Soldatinnen und Soldaten! Ich erwarte von Ihnen, dass Sie unversehrt am vereinbarten Treffpunkt erscheinen. Halten Sie ständig Verbindung, Ungewöhnliches melden Sie sofort. Also dann: Viel Erfolg – und wegtreten!«

»Für die *Neue Gemeinschaft!*«, brüllte die Mannschaft im Chor und löste die starre Haltung, die bei solchen Appellen angebracht war. Etwa ein Drittel der Soldaten eilte hinüber zu den Booten, die bereits an der Wassergrenze bereitstanden. Mit einer Taucherausrüstung würden sie die Mauer absuchen und vielleicht das Loch finden, durch das die Verbrecher entkommen waren.

Samuel fand dies unwahrscheinlich: Sollte ihnen die Flucht auf das offene Meer tatsächlich gelungen sein, wie sollten sie ohne Boote lebend das Festland erreichen, das etliche Meilen entfernt lag? Die Insel befand sich mitten im Atlantik. Kaum jemand kannte die Koordinaten, Hilfe von außerhalb war daher nicht zu erwarten. Würde nur eine einzige Person in einem Schlauchboot von hier fliehen, so müsste sie etliche Kanister Trinkwasser mit sich führen. Und hier ging es um dreihundert Leute. Von all dem abgesehen – es gab keine Kanister auf der Insel.

Er schüttelte seine Gedanken ab und sah sich um. Sein Partner, mit dem er die Insel durchforsten sollte, stand nicht weit von ihm. Gerne wäre er mit Ben gegangen, doch jeder erfahrene Feldwebel sollte einen jüngeren Soldaten an seiner Seite haben.

»Stabsunteroffizier Peres meldet sich zur Durchführung des Auftrages.« Ein junger Mann mit südländischem Aussehen salutierte vor ihm.

Samuel legte eine Hand auf seine Schulter und lächelte. »Stehen Sie locker, Peres, ich bin Samuel. Solange wir unter uns sind müssen wir keine Formalitäten einhalten, okay?«

Das Gesicht des Mannes heiterte sich auf. »Sehr gerne. Ich bin Elias.«

Sie schüttelten sich die Hände. Seinen schweren Rucksack zurecht-rückend stapfte Samuel dann voran. Bei jedem Schritt glitt der warme Sand knirschend zur Seite. Obwohl es noch früh war, schien die Sonne schon so stark, dass sich sehr bald der erste Schweiß auf seiner Stirn bildete.

Die Zweiergruppen stellten sich am Rand des Urwaldes auf und warteten so lange, bis auch der Letzte seinen vorgegebenen Standort erreicht hatte. Dann kam der Wink – das erste Team drang ins Dickicht vor. Nach circa zwanzig Schritten folgte jeweils die nächste Gruppe. So konnten sie die Insel systematisch durchkämmen.

Samuel war sich bewusst, dass hier keine Hundertschaft eingesetzt war, die Schulter an Schulter jede noch so kleine Pflanze untersuchen und damit wesentlich bessere Ergebnisse hervorbringen würde. Entweder versuchten die Verantwortlichen Geld einzusparen oder sie glaubten, dass die Häftlinge mit Hilfe von außen geflohen waren. Seinen Laptop hatte er zurücklassen müssen, aber er trug wie alle anderen neben den üblichen Waffen eine Uhr am Handgelenk, die auch ähnlich wie ein Navi funktionierte. Jedes Team hatte eine festgelegte Route abzulaufen. Allenfalls um sich zu erleichtern, war eine Abweichung von fünf Metern vorgesehen. Nicht auf den Zentimeter, jedoch relativ gründlich würde die Insel abgesucht werden.

Schon nach wenigen Schritten hatte sich Samuel eine feste Routine angeeignet. Mit langsamen Schritten bahnte er sich einen Weg durch das Dickicht, tastete mit den Augen im Uhrzeigersinn seine Umgebung ab. Anschließend blickte er sich noch einmal um, falls er etwas übersehen hatte. Mit einer Machete schlug er vor sich Dornenranken nieder, damit seine Kleidung sich darin nicht verhakte. Sofern der Bewuchs es zuließ, verlief sein Weg gradlinig, doch oft musste er undurchdringlichen Sträuchern ausweichen. Auch die Baumwipfel suchte er mit den Augen ab, entdeckte zwischen den

Blättern reife Früchte, die ihm das Wasser im Mund zusammen laufen ließen. Doch er musste weiter, eine Pause zum Pflücken war nicht vorgesehen.

So durchkämmte er den Wald, aufmerksam um sich schauend und immer wieder den Blickkontakt mit den anderen in seiner Nähe suchend. Die Feuchtigkeit des Regenwaldes hatte ihm längst sein Hemd durchnässt, die Luft war schwül und stickig. Geräusche gab es kaum, da sich die Gruppe offenbar zu laut durch den Dschungel kämpfte und die Vögel vor ihnen geflohen waren.

Elias' Ruf ließ ihn aufhorchen. Der junge Mann stand etliche Meter seitlich von ihm, ebenso verschwitzt wie er selbst. Sein Blick war nach oben gerichtet, hinauf zu einem Papayabaum. Doch dann drehte er sich plötzlich um und erbrach mit würgendem Geräusch seinen Mageninhalt.

Besorgt hechtete Samuel zu ihm und half ihm dabei, den Rucksack abzulegen, damit er mehr Bewegungsfreiheit hatte. Dann erst sah er, was seinen Kamerad aus der Fassung gebracht hatte – und auch er stolperte vor Entsetzen zwei Schritte zurück. In etwa drei Meter Höhe hing etwas an einem Seil von den Baumwipfeln herunter, umschwirrt von Unmengen von Fliegen. Was konnte das sein? Ein Mensch war es nicht, das war schon mal klar. Vielleicht ein Tier? Der unverkennbare Verwesungsgeruch drang beißend in seine Nase.

Samuel suchte einen längeren Ast und trat näher heran. Eine dunkle Stelle auf dem Boden irritierte ihn. War das getrocknetes Blut? Dann aber hob er seinen Arm und stieß das Ende des Aststückes in das schwarze Gewirr über ihm. Augenblicklich stob die dunkle Masse auseinander und legte frei, was an dem Seil hing.

»Scheiße«, rief er fassungslos. Fast im gleichen Augenblick hörte er Rufe von seiner linken Seite. Auch die Nachbargruppe hatte einen Fund gemacht, der nicht minder schrecklich sein musste.

Noch einmal schaute er hinauf, betrachtete das hin und her schwingende Teil, erkannte schließlich, worum es sich handelte. Der aufdringliche Fliegenschwarm kam zurück und bedeckte es erneut. Doch nun war sich Samuel sicher: Es war das Bein eines Menschen. Der Fuß steckte in einer scharfkantigen Kralle, die mit

einem Seil an den Baum gebunden war. An der anderen Seite war Blut heruntergesickert bis zu der Stelle, wo der Oberschenkel vom restlichen Körper abgetrennt worden war. Abgerissene Sehnen und Muskeln waren deutlich zu erkennen.

Obwohl Samuel ahnte, dass der grausige Fund der Kameraden zur Linken seinem rebellierenden Magen weiter zusetzen würde, schaute er hinüber. Ja, dort hing der Rest des Mannes, der durch das Zurückschnellen der unbändigen Kraft zweier Stämme offensichtlich auseinander gerissen worden war. Vielleicht hatte er noch gesehen, wer ihm so etwas Schreckliches angetan hatte ...



Mit gemischten Gefühlen verharrte Johannes Grünthal inmitten einer in sämtlichen Farben blühenden Wildblumenwiese. Die erste Meldung über den grausigen Fund hatte ihm einen eiskalten Schauer über den Rücken gejagt. Nur kurz darauf war die zweite Nachricht über einen weiteren Toten eingegangen – dieser war gehäutet und wie Jesus an ein Kreuz genagelt worden. Ihm war klar geworden, dass noch etliche Schreckensmeldungen folgen würden.

Das Ganze war schwer zu ertragen, aber nicht wirklich überraschend. Dass die schlimmsten Verbrecher der Welt auf dieser Insel in Eintracht zusammen leben würden, war ja schlichtweg unmöglich. Mit Toten hatte er gerechnet, ja sogar gehnt, dass hier richtig gewütet wurde. Doch dass die Leichen auf diese Weise zur Schau gestellt wurden, das übertraf all seine Vorstellungen. Hätte er seine Leute besser darauf vorbereiten können?

Johannes seufzte. *Nein.*

Er kannte jeden einzelnen Soldaten gut. Mit manchen hatte er sogar in Kneipen ein Bier getrunken. Er war auf Hochzeiten eingeladen worden und fast jede Woche hatte er in der Fußballmannschaft mitgespielt. Oft kamen persönliche Dinge zutage, meistens bei Grillabenden, wenn schon Alkohol geflossen war. Und gerade deshalb wusste er, dass auf seine Leute Verlass war. Allerdings konnte er in niemanden hineinsehen. Bestimmt waren nicht alle

so hartgesotten, wie sie vorgaben. Der letzte Krieg lag schon längere Zeit zurück, daher gab es kaum jemanden, der eine solche Situation schon einmal erlebt hatte. Er musste damit rechnen, dass der ein oder andere dieser Belastung nicht standhielt und zusammenklappte.

Immer mehr Meldungen trudelten ein. Die Neuigkeiten wurden mit zittrigen Stimmen durchgegeben. Grünthal konnte das Entsetzen seiner Soldaten heraushören und empfand eine tiefe Ohnmacht. Was sollten sie tun?

»Hauptmann Grünthal an Mannschaft!«, rang er sich schließlich durch. Er bemühte sich um eine feste Stimme und klare Worte. »Sie haben es bereits mitbekommen: Die Inhaftierten wurden augenscheinlich ermordet. Stellen sie sich darauf ein, dass Sie weitere übel zugerichtete Leichen finden werden. Es ist anzunehmen, dass mindestens eine Person, eher aber eine Gruppe, diese bestialischen Morde begangen hat. Die Täter werden noch vor Ort sein. Ich ermahne Sie daher zu äußerster Vorsicht. Halten sie ständig Verbindung mit ihrem rechten und linken Nachbarn. Sollten Sie etwas Unnatürliches bemerken, melden Sie dies sofort. Ort und Zeit unseres Zusammentreffens wie befohlen. Danach Anweisungen zum weiteren Vorgehen.«

Johannes atmete tief durch, während alle Gruppen seine Anweisung über Funk bestätigten. Es dauerte noch zwei Stunden, ehe die ersten sich wieder auf der Lichtung einfanden. Die Stimmung war verständlicherweise nicht so heiter wie bei sonstigen Einsätzen. Er merkte seinen Soldaten an, dass sie noch unter Schock standen.

Inzwischen hatte sich die letzte Gruppe am Sammelplatz eingefunden. Während ein Teil der Soldaten den Lagerplatz sicherte, warfen alle anderen die schweren Rucksäcke ab und ließen sich in das weiche Gras fallen. Niemand, schon gar nicht er selbst, hielt sie davon ab. Seine Männer mussten sich erst einmal von den grausigen Erlebnissen erholen. Manche schauten starr in den blauen Himmel, als könnten sie auf diese Weise die Gedanken verbannen, als würden ihre Erinnerungen irgendwo dort oben verblassen.



Samuel goss aus seinem Vorrat einen Becher voll mit klarem Wasser ein und reichte ihn seinem Partner. Elias – genau wie er schweißdurchtränkt – nahm das Getränk dankend an. Um ihre Kräfte für einen weiteren Marsch durch den Urwald zu mobilisieren, rissen sie einen Energieriegel nach dem anderen auf.

»Achtundfünfzig ...«, hörte Samuel seinen Vorgesetzten sagen, der von seinen Unteroffizieren umgeben war.

Schnell gesellte er sich zu der Gruppe.

»... so viele Leichen wurden bereits entdeckt. Die Menschen wurden auf grausame Weise massakriert, einer schlimmer zugerichtet als der andere. Denjenigen, die gehängt wurden, erging es noch am besten.«

»Ich vermute, dass sich einige Verbrecher zusammengetan haben, um ihre Mithäftlinge zu töten«, meinte Ben. Offenbar steckte er das Erlebte gut weg, während manch ein Feldweibel noch ziemlich blass aussah.

Grünthal nickte. »Aus dem Grund müssen wir die komplette Insel durchsuchen und auch die letzte Leiche finden. Erst dann wissen wir, mit wie vielen Tätern wir es zu tun haben.«

»Manche Soldaten sind am Ende ihrer Kräfte«, warf Samuel ein. Er schätzte Grünthal sehr, weil er seine Leute nie unfair behandelte und stets ein offenes Ohr für sie hatte. Daher wagte er diesen Einwand, der bei anderen Vorgesetzten mit Sicherheit nicht gut angekommen wäre. »Ich meine damit nicht den körperlichen Einsatz, sondern ihre psychische Verfassung. Ich bin mir nicht sicher, wie viel Grauen sie im Augenblick noch ertragen können.«

»Ich weiß. Dennoch werden wir unseren Auftrag ausführen. Wir müssen die Insel bis heute Abend durchkämmen, erst dann kehren wir heim. Reden Sie mit ihren Männern, sprechen Sie ihnen Mut zu. Diese Situation konnte niemand voraussehen. Sollte sich einer der Soldaten nicht in der Lage fühlen, den Auftrag weiter durchzuführen: Sofortige Meldung an mich und ich entscheide über das weitere Verfahren! Wir müssen herausfinden, wer von den Sträflingen noch übrig ist – das ist jetzt die oberste Priorität!«



Hinter einem dichten, fast mannshohen Farn hockte eine sprungbereite Gestalt. Schon seit geraumer Zeit beobachtete sie die Gruppe auf der Lichtung, fixierte jeden Mann, überprüfte seine Statur, seine Kopfform, ja, sogar den jeweiligen Haarschnitt. Viele der Soldaten waren an ihm vorbeigezogen. Obwohl sie über die entsprechenden Gerätschaften verfügte, hatte niemand seine Anwesenheit bemerkt. Zu sehr waren sie darauf fixiert gewesen, die Lichtung zu erreichen und sich ins Gras fallen zu lassen.

Erbärmlich schwache Wesen ... Xavier lachte lautlos in sich hinein. Er hatte richtig daran getan, die getöteten Mithäftlinge auf derart bestialische Weise zu präsentieren. Es würde nur noch eine kurze Zeit dauern, bis die Soldaten auch die anderen Massakrierten finden – und bis dahin musste er seinen Plan durchführen. Er hatte sich schon jemanden ausgeguckt, dem er jetzt auf der Spur bleiben musste. Nichts und niemand würde ihn daran hindern, diese gottverdammte Insel zu verlassen.

Fahrig strich er sich durch das Haar. Vor drei Tagen hatte er es noch schnell im Fluss gewaschen, trotzdem war es stumpf und voller Knoten. Seine Kinnpartie fühlte sich schön glatt an, vorhin erst hatte er seinen Bart mit einem scharfen Messer entfernt. Nur sein Gesicht war entstellt, seitdem ein Mithäftling sich gewehrt und ihm die gesamte linke Gesichtshälfte aufgeschnitten hatte. *Dieses Schwein!* Xavier hatte den Kerl gehäutet, zuerst an den Stellen, die nicht lebensbedrohlich waren. Lange hatte dieser Mann leiden müssen, war immer wieder in Ohnmacht gefallen, doch Xavier hatte die Angst in seinen Augen bis zum Schluss genossen. Niemand hatte das Recht, ihn so zuzurichten!

Endlich – sie brechen auf!

Seine Augen verengten sich zu Schlitzen. Er hatte schon befürchtet, diese Weicheier würden ihr Vorhaben abbrechen und sofort in den Schutz ihrer Heimat zurückkehren. Dann wäre sein Plan fehlgeschlagen und er würde weiter auf dieser verfluchten Insel festsitzen. Aber nun fanden sie sich wieder zu zweit zusammen. Die ersten zogen ab, genau in die Richtung, die Xavier vermutet

hatte. All ihr Getue war so vorhersagbar, ihnen fehlte einfach der Grips, um die Situation zu durchschauen!

Aber noch hatte er nicht gewonnen, noch saß er hier fest. Wo steckte dieser Kerl, sein Auserwählter ... da vorne, zusammen mit einem schmalen Männchen ging er den Hügel hinunter. Sie steuerten auf die Felsen zu, in deren Höhlen er sich eingerichtet hatte. Das war ja hervorragend! Er musste nur noch vor ihnen eintreffen, sie also in einem großen Bogen überholen. Aber das war nicht schwer, sie suchten jeden Zentimeter der Erde ab und kamen nur sehr langsam voran. Wenn er wollte, könnte er sogar gemütlich gehen. Höchstwahrscheinlich fanden sie vorher noch seine Leichenorgien, die er für sie vorbereitet hatte ... Eigentlich hätte er gerne ihre Gesichter beobachtet, wie sie entsetzt zurückwichen und fassungslos über den grauenhaften Anblick waren, der sich ihnen bot. Bestimmt würden sich einige übergeben. Xavier grinste hämisch. Niemals würden sie den Genuss, den ihm diese Gräueltaten bescherten, verstehen können.

Sie haben aber auch nicht versucht, in dieser Hölle zu überleben, so wie ich!

Wieder lachte Xavier, diesmal lauter. Er kannte diese Art Mensch. Einige der Gefangenen wollten sogar noch andere beschützen. Das war absolut lächerlich. Jeder war hier für sich selbst verantwortlich. Er selbst würde nie auf die Idee kommen, sein Leben für andere zu opfern.

Nur eine handvoll Soldaten blieb auf der Lichtung zurück. Da – einer kam direkt auf ihn zu. Hatte er ihn bemerkt? Wohl kaum! Jetzt musste er verschwinden, es war längst an der Zeit. Vorsichtig zog sich Xavier zurück, huschte lautlos zwischen den Farnen hindurch. Er kannte diese Insel, kannte jeden Stein und hatte gelernt, sich geräuschlos fortzubewegen. Die meisten Häftlinge hatten sich zurückgezogen, hatten irgendwo im Wald ihre Hütte gebaut und waren nur hervorgekommen, wenn sie Hunger hatten. Sie zu erledigen, war wahrhaftig kinderleicht gewesen. Problematischer war es bei denen gewesen, die sich zu Banden zusammengeschlossen hatten. Da hatte er überlegter vorgehen müssen. Missmut hatte er unter ihnen geschürt, sodass sie sich gegenseitig angegriffen

hatten. Wie konnte man jeden Feind bezwingen? Man musste ihm das wegnehmen, was ihm hoch und heilig war! Xavier hatte genau das getan. Einmal hatte er die Vorräte des Bandenchefs gestohlen und zwei anderen untergejubelt. Den Rest hatten sie selbst erledigt, nur ein wenig hatte er zum Schluss noch nachhelfen müssen. Gewandt sprang Xavier über einen Bach, schlug sich seitlich durch den Wald, vorbei an einigen Hütten, in denen er ein paar Leichenteile verstreut hatte ... Ja, es duftete danach, nach Verwesung und Moder, seine eigene, persönliche Handschrift. Diesmal schaute er sich sein Werk nicht an, diesmal trabte er weiter, hielt auf die Felsen zu. Es gab hier auf der Insel nur eine Schlucht, sie war nicht besonders breit und noch nicht einmal tief. Mit ein bisschen Übung konnte man ohne weiteres hinüberspringen. Einen seiner Mithäftlinge hatte er stürzen sehen, und um nachzuschauen, ob er etwas Wertvolles in seinen Taschen hatte, war er hinuntergeklettert. Da hatte er den kaum erkennbaren Eingang zu einer Höhle gefunden, wo er sich nach den Morden versteckt gehalten hatte ... Sie lag so ideal, dass er das Herannahen der Hubschrauber gesehen und sich nach der Landung auf sie vorbereitet hatte. Dass sein Plan so gut funktionieren würde, hätte er niemals für möglich gehalten.

Doch nun galt es, herauszufinden, welchen Weg sein Auserwählter nehmen würde. Er könnte den Hügel erklimmen oder sich weiter unten aufhalten. Für beides hatte er hübsche Lösungen parat. Zeit, alles vorzubereiten, hatte er ja genug gehabt.

Ohne große Eile suchte Xavier sein Versteck auf. Er kletterte den Felsen ein Stück hinauf, bis er zu einer Stelle gelangte, an der er zwischen mageren Sträuchern einen flachen, an die Wand gelehnten Stein zur Seite rollte. Durch die Öffnung passte er gerade so hindurch. Der Einstieg war nicht besonders komfortabel. Doch er fühlte sich hier sicher.

Home sweet home ... Im Innern seines Versteckes hatte er genug Platz, um sich zu bewegen. Seit drei Tagen hielt er sich hier auf – entsprechend roch es. Doch er war nicht empfindlich. Was sein musste, musste eben sein.

Nur wenige Meter vom Eingang entfernt gab es in der Höhlenwand einen Durchbruch, gerade groß genug, dass er den Weg unterhalb

gut erkennen konnte. Hier lehnte er sich an die kühle Wand, nahm eine bequeme Haltung ein und blickte hinaus. Von außen würde niemand diese Stelle als Durchlass erkennen, dazu war der Felsen zu schroff.

Zuerst hörte er ihre Stimmen, dann sah er die Männer. Einige kämpften sich durch die Wildnis, während andere es sich leichter machten und die Trampelpfade benutzten, die es inzwischen auf der ganzen Insel gab. Sein Auserwählter war in der letzten Gruppe. Er und dieser schwächliche Typ erklimmen seinen Felsen. Weitere Soldaten folgten in einiger Entfernung. Nur zwei von ihnen durchforsteten den schmalen Weg durch die Schlucht.

Alles bestens! Xavier verließ seinen Beobachtungsposten und tastete sich in der Höhle an der Wand entlang. Nicht überall hatte er Tageslicht zur Verfügung, doch das brauchte er auch nicht, er kannte sich hier gut genug aus. Nachdem er einige Gänge des verzweigten Systems, zu dem seine Höhle gehörte, durchschritten hatte, erreichte er sein Ziel. Von oben drang diffuses Licht herein, sodass er sehen konnte, wohin er seine Füße setzte. Einige Mulden hatte er in den Fels gehauen und er kam daher rasch hinauf. Am Ende seines Tunnels war mehr Vorsicht geboten, doch drei eng beieinanderstehende Palmen und ein verdorrter Strauch, von ihm selbst dort platziert, verdeckten ihn.

Diesen Platz liebte er. Hier auf der Anhöhe wuchsen Farne und Sträucher so dicht, dass man automatisch die Trampelpfade benutzte. Sollte sich trotzdem jemand querfeldein schlagen wollen, so kehrte er schon nach kurzer Zeit freiwillig zurück, denn Dornen rankten kreuz und quer, zerfurchten Gesicht und Hände. Den Soldaten blieb daher nichts anderes übrig, als außer Sichtweite weiter zu gehen. Ihm machten solche Kratzer nichts aus, daher lag sein Versteck hier ideal verborgen. Hier lagerte er auch seine Waffe: Einen Bogen mit Pfeilen, den er selbst geschnitzt hatte. Für die Sehne musste einer der Häftlinge sterben – aber das war eben notwendig gewesen, damit er sie aus dessen Körper schneiden konnte. Stolz betrachtete Xavier sein Werk, nahm ihn schließlich zur Hand und stellte sich in Position. Während die Zeit verstrich, dachte er darüber nach, wie unglaublich einfach dieser Trick war und wie

viele Menschen er auf diese Weise schon ermordet hatte. Niemand kam auf die Idee, dass jemand im Gebüsch lauerte.

Blätter raschelten – die Farne wurden zur Seite geschlagen. Xavier frohlockte, denn leicht schnaubend kam sein Auserwählter näher. Sein Vorhaben musste auf Anhieb gelingen, denn sollte der Mann einen Schrei ausstoßen, wären alle anderen gewarnt. Vielleicht bekäme er dann keine weitere Chance. Er richtete seine volle Aufmerksamkeit auf die heranstapfende Person.

Suchend schaute der Mann umher, bäugte den Boden, die Sträucher und auch das Geäst über sich. Dann blieb er stehen. Das war die Stelle. Xavier in seinem Versteck hielt den Atem an. Wie auch die anderen nahm der Mann die Schnur zur Kenntnis, die über den Weg gespannt war und ihn vom Weitergehen abhielt. Sie hing auf Kniehöhe, war kaum sichtbar zwischen all den Blättern, aber sie erfüllte ihren Zweck. Verwundert schaute er auf. Das war der entscheidende Augenblick.

Ein Pfeil surrte aus dem Blättergewirr hervor und traf den Mann mitten im Hals. Der riss den Mund auf, um zu schreien, doch seiner Kehle entrann nur noch ein Röcheln. Mit weit aufgerissenen Augen sackte er zu Boden.

Xavier schob den vertrockneten Strauch zur Seite, der ihm als Tür diente. Während er sich auf dem für andere unsichtbaren Weg durch das Dickicht arbeitete, lachte er in sich hinein. Wieder einmal hatte er genau die Sekunde erwischt, in der man einen Menschen am besten töten konnte. In dieser kurzen Zeitspanne spielte sich etliches in den Köpfen der Opfer ab. Es dauerte, ehe das Gehirn die Meldung an die Muskeln weitergab, dass Gefahr im Anzug war, und noch einmal dauerte es etwas, ehe sie reagierten. Xavier konnte sich wunderbar in seine Opfer hineinversetzen.

An irgendwem muss man üben, da geht kein Weg dran vorbei. Noch bevor Xavier den Mann erreichte, hatte er sein langes Messer hervorgeholt. Wie gut, dass es ihnen gelungen war, den Hubschrauber herunterzuholen, der jede Woche Nahrungsmittel abwarf. Die anderen Gefangenen hatten sich nach der Bruchlandung auf die Essensvorräte gestürzt, doch er hatte das einzig Wichtige gesucht und schließlich gefunden. Wenn man auf so einer Insel mit all

diesen brutalen Typen überleben wollte, brauchte man eine Waffe. Die er nun einsetzte, um mit einem einzigen Schnitt die Hauptschlagader am Hals seines Opfers zu durchtrennen. Das Röcheln hörte endlich auf, der Mann erschlaffte. Gerne hätte er ihn länger gequält, doch dazu blieb keine Zeit. Blut schoss im hohen Bogen heraus und sammelte sich in einer schnell größer werdenden Pfütze auf dem Boden.

Jetzt musste gehandelt werden, bevor die Kleidung zu sehr beschmutzt wurde. Xavier zog ihn aus und warf alles auf einen Haufen. Auch die Unterwäsche war wichtig, alles, was dieser Mann an sich trug, musste er sich überstreifen. Es dauerte länger, als er angenommen hatte, denn die Sicherheitsweste hatte einen sehr komplizierten Verschluss. Schließlich aber lag der Tote splitternackt vor ihm. Erneut holte er sein Messer hervor, griff den linken Unterarm des Mannes und setzte einen tiefen Schnitt an. Schließlich stocherte er solange zwischen Haut und Muskeln herum, bis er die kleine Datenplatte fand. Mit einem schmatzenden Geräusch zog er sie hervor. *Meine Freikarte aus diesem Gefängnis!* Sein Grinsen wurde sehr breit, als er das winzige Teil betrachtete.

Jeder hatte so etwas in seinem Arm, bekam es wenige Tage nach der Geburt eingesetzt. Im Laufe eines Lebens wurden etliche Daten darauf gespeichert, sodass Informationen wie Blutgruppe, Krankheiten und notwendige Medikamente neben den üblichen persönlichen Daten sofort abgerufen werden konnten. Bei Unfällen konnten die Rettungskräfte mit speziellen Geräten sofort die benötigten Daten lesen, beispielsweise für Bluttransfusionen und das Verabreichen von Medikamenten.

Nur kurz presste er die Zähne aufeinander, während er seine alte Wunde – in der sein eigener Chip gesteckt hatte – öffnete.

Einen winzigen Haken gibt es noch ... Da der Ermordete möglicherweise eine andere Blutgruppe als er hatte, spuckte Xavier ein paar Mal auf die Platte und wischte sie gründlich an seinem Hosenbein trocken, bevor er sie sich unter die Haut schob. Noch ein wenig zur Seite gedrückt, schon saß sie an der richtigen Stelle.

Nun zerrte er den Mann zu seinem Versteck. Dornen klammerten sich in die Haut des Toten, behinderten den reibungslosen Ablauf.

Ärgerlich zog Xavier stärker, bis er die Leiche endlich vor der Tunnelöffnung hatte und sie hinunterstieß, mit den Beinen voran. Der Körper verklemmte sich. Er tastete nach den Schultern, um die Leiche nach unten zu drücken. Da fiel ihm etwas auf.

»Scheiße!«

Xavier fluchte – viel zu laut, wie er schließlich bemerkte. Hastig griff er nach dem Toten, erwischte gerade noch sein Handgelenk. Ein Ring am Finger! Den hätte er beinahe übersehen! Wenn er die Identität des Toten übernehmen wollte, mussten möglichst viele Details stimmen, was schon jetzt ein Problem darstellte. Allein sein zerschundenes Gesicht und die wilden Haare bereiteten ihm Sorge, doch er musste darauf vertrauen, dass niemand so genau hinschauen würde. *Und außerdem sind die Soldaten alle ein bisschen blöd.* Bei dem Gedanken lachte er kurz auf.

Zurück beim Trampelpfad zog er sich seinen längst zerrissenen Häftlingsanzug aus. Man hatte sie mit Nahrungsmitteln versorgt, aber an Kleidung hatte niemand gedacht. Mit seinem alten Oberteil versuchte er noch schnell, die rote Lache am Boden zu verwischen, doch das Blut war längst eingesickert. So schob Xavier mit seinem Stiefel reichlich Erde über die Stelle – vielleicht würde ein nachkommender Trupp, der die Insel erneut durchsuchen musste, sie nicht entdecken. Vielleicht würde auch genug Zeit vergehen und der Trampelpfad wäre zugewachsen.

Sein altes Zeug ließ er ebenfalls in das Loch fallen, verdeckte den Eingang mit einem bereitgestellten Findling und häufte noch Erde darüber. Der Mann dort unten würde verwesen und höchstwahrscheinlich nie entdeckt werden. Von nun an würde Xavier seine Identität besitzen. Er schaute auf das Namensschild an der Uniform. *Ben Benschel* würde er fortan heißen – ein neuer Name und hoffentlich auch ein neues Leben nach seinem Geschmack!

Er schulterte den schweren Rucksack und kämpfte sich zurück zum Weg. Etliche Meter hatte er aufzuholen, aber vielleicht fiel das nicht auf, und wenn ... dafür hatte er auch noch einen Plan parat. Bis jetzt hatte alles wunderbar geklappt. Nun musste er nur noch die anderen von seiner neuen Identität überzeugen. Xavier frohlockte innerlich. *Die Show kann beginnen!*



Ein Schrei drang durch das Dickicht, nicht weit von Samuel entfernt. Wer hatte ihn ausgestoßen? Auf Anhieb konnte er die Stimme nicht identifizieren, doch sie musste aus seiner Nähe gekommen sein. Einige Meter neben ihm schritt Elias einen Pfad entlang. Er selbst hatte sich die schwierigere Aufgabe zugeteilt und kämpfte sich durch das fast undurchdringliche Buschwerk.

Elias blickte zu ihm herüber. »Das könnte Feldweibel Benschel sein. Er müsste sich ungefähr dort befinden, wo der Schrei herkam.«

»Dann laufen Sie sofort rüber«, befahl Samuel. »Ich komme nach so schnell ich kann.«

Während Elias eine Bestätigung murmelte und schon in die besagte Richtung lief, fluchte Samuel. Diese widerspenstigen Dornen! Kaum hatte er seinen Fuß aus einer Schlinge befreit, hakte sich eine andere in seinem Ärmel oder Hosenbein fest. Die Pflanzen hatten unglaubliche Kraft. Längst waren seine Handschuhe zerrissen, auch in seinem Gesicht zeigten sich bereits Spuren. Wütend darüber, rupfte er blindlings an den Ranken und hatte kurzzeitig das Gefühl, dass sich seine Situation verschlimmerte. Endlich erreichte er den Pfad. Wenn Ben etwas passiert war, musste er sofort zur Stelle sein!

Er hastete den Weg entlang, Schweiß rann ihm bereits in die Augen und bildete sich auch in seinem Nacken, wo er in einem kleinen Rinnsal begann, seinen Rücken hinunterzulaufen. Dann kehrte sein Verstand zurück: Wenn dies eine Falle wäre – was ja durchaus sein konnte –, dann würde er blindlings hineinlaufen. Sofort spürte er sein Herz schneller schlagen. Die Angst um seinen Freund schnürte ihm die Kehle zu. Es war ihm doch nichts Grausames widerfahren? So lange waren sie befreundet, schon im Sandkasten hatten sie zusammen gespielt, sich in der Schule gegenseitig geholfen, sogar ihre Handschrift hatten sie einander angeglichen, damit jeder für den anderen die Hausaufgaben oder Klassenarbeiten schreiben konnte. Gemeinsam hatten sie sich für den Bund entschieden, waren schließlich als Kampsoldaten bei der *NEO* eingestellt worden.

Er verlangsamte seinen Schritt, sah sich aufmerksam um. Versuchte, seinen Atem zu beruhigen, um verdächtige Geräusche sofort auszumachen. Doch – nichts, sämtliche Tiere hatten sich verkrochen, kein Laut war zu hören.

»Elias!«, schrie er in die Stille hinein. »Machen Sie Meldung!« Sollte der Stabsunteroffizier bereits überwältigt worden sein, so würde er nicht antworten können. Mit Erleichterung hörte er jemanden rufen: »Er ist hier! Kommt schnell!«

Das musste Bens zugeteilter Partner sein. Und gleich darauf vernahm er Elias' hastig ausgestoßene Worte: »Bin gleich da ... nur noch ... ein Stück!«

Vermutlich kämpfte er sich gerade durch den Dschungel. Samuel wusste, wie anstrengend das war. Tatsächlich fand er gleich darauf die Schneise, die ihm sein Begleiter durch das Dickicht geschlagen hatte. Ohne zu zögern folgte er ihm und erreichte völlig abgekämpft den Rand des Urwalds. Zunächst blendete ihn greller Sonnenschein – dass es so heiß war, hatte er unter dem schützendem Blätterdach gar nicht bemerkt. Dann erblickte er die beiden Soldaten am Rand eines Abgrundes stehen. Nur wenige Meter entfernt befand sich die andere Seite. Schroffes Felsgestein führte etwa sieben Meter hinunter, und dort unten – da lag er, mit dem Gesicht auf dem Boden, ein Bein schräg angewinkelt, als wäre es gebrochen. Immerhin waren die beiden Kameraden, die diese Schlucht durchkämmen sollten, inzwischen bei ihm.

»Soldat verletzt!«, gab Samuel laut in seine Funkuhr durch. Die Meldung, dass etwas passiert war, hätte augenblicklich an Grünthal durchgegeben werden müssen, aber aus Sorge um seinen Freund hatte er daran nicht gedacht. »Benachrichtigen Sie sofort den San-Trupp!«, schrie er in sein Funkgerät, ohne die Formalitäten für eine Meldung zu beachten. Es war ihm schlichtweg egal, Grünthal musste sofort instruiert werden!

»Schon geschehen!«, antwortete sein Vorgesetzter, offensichtlich mit Verständnis, denn auch er hielt sich nicht an den Codex. Das mochte Samuel an Grünthal: In extremen Situationen konnte er sich in den anderen hineinversetzen, akzeptierte, dass Befehlsvorgaben nicht immer stur eingehalten werden konnten.

»Ich werde mich abseilen«, informierte Samuel die beiden Soldaten. Er schaute an der Felswand entlang nach unten: Ein bizarrer Anblick bot sich ihm. *Wie durchgebrochene Schokolade*, kam ihm in den Sinn. Schon warf er seinen Rucksack zu Boden, klaubte das Seil vom Riemen und band es an einer nahe am Abgrund stehenden Palme fest. »Wenn ich unten bin, lassen Sie meinen Rucksack an einem Seil runter«, befahl er. Langsam ließ er sich hinab, glitt, jeden Schritt vorsichtig setzend, hinunter, viel zu langsam, wie ihm schien. Das Seil war zu dünn, er hatte keine geeigneten Handschuhe zur Verfügung, schon gar keine Kletterausrüstung. Schon bald kam er in den Bereich des Schattens, der trotz hohem Sonnenstand durch die eng stehenden Felsen gebildet wurde. Unten angekommen, kletterte er hastig über etliche Felsbrocken, ehe er seinen Freund erreichte. Unteroffizier Depetz und dessen Begleiter hockten bereits an seiner Seite und redeten mit ihm. Ben presste mehrere Kompressen auf seine linke Gesichtshälfte, von denen die Ränder bereits blutgetränkt waren. Der Rest seines Gesichtes war ebenfalls nicht zu erkennen.

Erleichtert kniete sich Samuel daneben. Sein Freund lebte! »Ben, ich bin's!«, flüsterte er und legte eine Hand auf seine Schulter.

»Ahrgh!«, schrie der Verwundete.

Erschrocken zuckte Samuel zurück und sah Depetz fragend an, der seine Stirn kraus gezogen hatte. Offenbar fand er Bens Verhalten merkwürdig – oder da war noch etwas anderes.

»Was ist denn los?«, fragte Samuel ungeduldig. »Du hast dich verletzt – darf ich mir das ansehen?«

»Nein!«, fauchte Ben. Seine Stimme klang so böse, dass es Samuel kalt den Rücken hinunterlief.

»Aber Ben – du musst verarztet werden! In den Wunden ist Dreck, sie dürfen sich nicht entzünden, das weißt du doch!« Als keine Reaktion kam, versuchte Samuel es wieder. »Dann nehmen wir wenigstens den Helm ab. Wahrscheinlich hat der dir das Leben gerettet.«

»Lass mich in Ruhe«, murmelte Ben.

»Kannst du denn deine Beine bewegen?«, beharrte Samuel. Bens schroffe Art irritierte ihn. Diese Seite seines Freundes hatte er noch nie kennengelernt.

»Mein rechtes Bein – ich glaub, es ist gebrochen.«

Okay, immerhin redete er mit ihm. Samuel sah auf, direkt ins fragende Gesicht des Unteroffiziers. »Laufen Sie dem SanTrupp entgegen, damit sie uns schnell finden.«

Depetz zuckte überrascht zurück. »Aber...«, begann er und hob das Funkgerät, welches er in der Hand hielt. »Ich hab doch schon ...«

»Schauen Sie trotzdem nach, wo die mit der Trage bleiben. Das muss jetzt fix gehen. Gehen Sie, beide!«, fügte Samuel hinzu und sah dabei den völlig hilflos wirkenden Soldaten an. Er musste jetzt mit Ben allein sprechen. Vielleicht gab es einen Grund dafür, dass er sich nicht helfen ließ.

Depetz und sein Begleiter hatten verstanden, drehten sich um und liefen den Weg zurück, den sie gekommen waren. Als sie außer Sichtweite waren, versuchte Samuel mehr von Bens Gesicht zu erkennen. Doch sein Freund presste die Hand mit den Kompressen so darauf, dass er nur die Nasenspitze zu sehen bekam.

»Du hast echt Schwein gehabt«, redete er locker drauf los. »Bestimmt sind das sieben Meter, die du runtergefallen bist – aber du hast überlebt. Dass dir alles weh tut, kann ich echt gut nachvollziehen.«

»Ich hab nur runtergeguckt«, sagte Ben mit rauer Stimme. »Und bin dann abgerutscht.«

»Ach, das kann doch jedem passieren! Mach dir da nichts draus.«

»Ich will so schnell wie möglich zurück.«

»Klar, wir schaffen dich von hier fort. Trotzdem müssen wir deine Wunden verarzten. Lass mich mal sehen ...« Endlich konnte Samuel die Wunden der linken Gesichtshälfte in Augenschein nehmen. Er war überrascht, dass die Schnitte so geradlinig verliefen. Manche schienen bereits entzündet zu sein, doch das war unmöglich. Sicher handelte es sich nur um blaue Flecken und Dreck.

Doch da presste Ben schon wieder die Hand darauf.

Inzwischen war Elias an dem Seil hinabgeklettert, er hatte Samuels Rucksack bei sich, den er neben ihm abstellte. Fragend sah dieser seinen Vorgesetzten an.

»Wir warten auf den SanTrupp«, murmelte Samuel. »Im Moment ...« Er stockte, bevor er weitersprach, denn er wusste, dass es nicht stimmte. »... können wir nichts mehr tun, nur noch abwarten.«



So einfach hatte sich Xavier das nicht vorgestellt. Dieser Hauptmann, der genauso dämlich wie groß war, hatte sein gespieltes Gemjammer für bare Münze gehalten und dafür gesorgt, dass er von ein paar kräftigen Leuten quer über die Insel zurückgetragen wurde. Schrecklich, wie dieser Sanders sich um ihn gesorgt hatte, vor allem völlig unnötig. Wenn er genau hingeschaut hätte, dann wäre ihm aufgegangen, dass man die Felswand oberhalb der Anhöhe gemütlich hinabklettern konnte. Nur die letzten drei Meter war er gesprungen und dabei hatte er seinen Knöchel etwas angeknackst. Das war gut so, denn so schwoll der Fuß an und er musste nicht einmal schauspielern.

Dass Sanders seine Gesichtsverletzung nicht genauer inspiziert hatte, wunderte ihn sehr. Solch scharfkantige Felsen, die einen derart geradlinigen Schnitt hinterließen, konnte es gar nicht geben. Außerdem hatte er kaum Zeit gehabt, sein Blut an einen Stein zu schmieren, trotzdem war das niemandem aufgefallen. Klar, er hatte seine alten Wunden aufgerissen, das hatte höllisch wehgetan und er hatte geschrien. Dummerweise hatte der Schmerz ihn davon abgehalten, die Risse tiefer zu ziehen. Die bereits entzündeten Stellen mussten deutlich sichtbar sein, also hatte er sich noch Dreck ins Gesicht geschmiert. Die Schmerzen waren sogar echt, und nun hoffte er, dass die Ärzte die Wunde gut säubern würden. »Ich möchte bei meinem Freund bleiben«, hörte Xavier Sanders flehen. Offenbar versuchte er ein letztes Mal, wieder in seine Nähe zu kommen.

»Feldweibel Sanders!« Die Stimme des Hauptmanns klang energisch und bestimmt. »Ich habe Anweisung gegeben, dass Benschel mit diesem Hubschrauber fliegt. Sie fliegen mit einem anderen. Vertrauen Sie mir, ihr Freund wird medizinisch versorgt und auf schnellstem Weg nach Hause gebracht.«

»Aber in meinem Hubschrauber kann er ebenso ...«

»Setzen Sie sich sofort auf Ihren Platz, Sanders!«, kommandierte der Hauptmann. Seine Stimme dröhnte so laut, dass Xavier glaubte, er würde neben ihm stehen. »Oder verweigern Sie den Befehl?«

»Nein, Herr Hauptmann«, antwortete Sanders – nun doch zackig. Xavier hob seinen Kopf und sah, wie er davonstakste. Wie gut, dass dieser Grünthal ihm unbewusst half, sie voneinander zu trennen. Sanders hätte wahrscheinlich schon bald herausgefunden, dass er nicht derjenige war, für den er sich ausgab. Ein junger Spund, mit Pickeln um die Nase, sollte sich um ihn kümmern. Xavier schien es, als würde der Junge Feldwebel Benschel nicht kennen. Deshalb hatte er zugelassen, dass er sein Gesicht verband.

Die Maschine hob sofort ab, als alle ihre Plätze eingenommen hatten. Sein junger Betreuer war nicht an seiner Seite, denn er hatte nur Augen für eine blonde Soldatin.

Gut so! Xavier löste die Schnalle, die ihn auf der Trage festhielt, stand vorsichtig auf und schlich zum Arzneischrank. Dort öffnete er die Tür und entnahm das Gerät zum Scannen der Unterarm-Chips. Nur einmal kurz über die Stelle gefahren – schon waren alle seine Daten auf dem Display lesbar. Langsam scrollte er die angezeigte Liste herunter, bis er seine Blutgruppe fand. A positiv – dieser Benschel hatte die falsche, er musste sie ändern. Mit wenigen Eingaben korrigierte er sie und bestätigte schließlich den Vorgang. Wie gut, dass diese Technik noch in den Kinderschuhen steckte und es nur wenige Sicherheitsbestimmungen gab. Krankheitsbilder mussten ständig aktualisiert werden, daher waren manuelle Korrekturen ohne weiteres möglich. Xavier grinste über das ganze Gesicht, während er das Gerät vorsichtig zurücklegte. Nur wer gezielt danach suchte, konnte seine Manipulation entdecken. Alles, was er tun musste, war, den Schwerverletzten zu spielen, der aufgrund der Erlebnisse auf der Insel nicht nur körperliche Blessuren, sondern darüber hinaus traumatisiert wurde.

Nach etwa zwanzig Minuten Flug erreichten sie ein Schiff. Viel konnte Xavier nicht erkennen, denn er wurde gleich in einen Rettungshubschrauber verfrachtet, der sofort in Richtung Festland abhob. Erleichtert atmete er auf. Alles war gut, er verließ diese verfluchte Insel, auf der er viel zu lange eingesperrt gewesen war. Sein neues Leben konnte beginnen!